

Die Wohlstandsoase fremdelt mit der Zukunft

Krisen und Katastrophen kennt die Schweiz kaum. Umso argwöhnischer blickt sie in die Zukunft, gelähmt von der Angst, das Erarbeitete zu verlieren.

Von Dieter Thomä

Die Wundertüte der deutschen Sprache ist an der Stelle besonders gut gefüllt, wo das Wörtchen «wohl» zu finden ist. Da stösst man auf Wohlbefinden, Wohlergehen, Wohlgefallen, Wohlklang, Wohltat, Wohlwollen, und wenn man in Grimms Wörterbuch nachschlägt, hört man weitere, inzwischen vergessene Wohllaute wie Wohlbildung, Wohlgeschick, Wohlgestüm, Wohlmut. Die Menschen können wohl (!) einfach nicht widerstehen, wenn sie das Wohl lockt. Sie lieben dessen englische Verwandten, zum Beispiel die Wellness, sie erheben gerne das Glas und rufen «Zum Wohl!», und sie sichten eine Million Google-Treffer für «Wohlfühloase».

Zwei Wörter bleiben bei diesem Fischzug im Sprachschatz hängen, die gleichfalls um das gute Leben kreisen, aber eher spröde und sachlich daherkommen: Wohlstand und Wohlfahrt. Es lohnt sich, diesen zwei Hauptworten des politökonomischen Vokabulars der Neuzeit ein bisschen Leben einzuhauchen und zu schauen, wie es um das Wohl der Schweiz bestellt ist.

Hält man sich an die unerschöpfliche Weisheit der Sprache, dann steckt in Wohlstand und Wohlfahrt der kleine Unterschied zwischen Stand und Fahrt. Dazu passt beispielsweise, dass zum Wohlstand der Besitzstand gehört – und zur Wohlfahrt das Farewell, mit dem man jemanden auf die Reise schickt. Man landet damit bei einer Gegenüberstellung zwischen statischem Wohlstand und dynamischer Wohlfahrt, die durchaus quer liegt zu unserer Gewohnheit, bei der Wohlfahrt zuallererst an passive Leistungsempfänger und den bürokratischen Sozialstaat zu denken. Und doch zeigt die jüngere wissenschaftliche Diskussion, dass in jener Gegenüberstellung ein Körnchen Wahrheit steckt.

Jahrzehntelang haben die Vereinten Nationen und die Weltbank bei ihren Weltentwicklungsberichten nur auf eine Kennziffer geachtet: auf die materiellen Ressourcen, auf das Bruttosozialprodukt pro Kopf, also auf den Wohlstand. Es ging um die äussere Ausstattung des Lebens, nicht um den Lebenswandel, die Lebensführung der Menschen selber. Man sah darin kein Problem, weil man dachte, dass sich verfügbare Ressourcen eins zu eins in Handlungsmöglichkeiten übersetzen liessen. Dies war ein Irrglaube, wie drei Beispiele zu illustrieren vermögen.

Man kann sich vorstellen, dass es in einem rohstoffreichen afrikanischen Land um den Wohlstand gar nicht so schlecht bestellt ist, und doch können gerade in einem solchen Land Analphabetismus und politische Unterdrückung alle selbstbestimmten Initiativen im Keim ersticken. Oder man denke an einen arabischen Staat, der in Petrodollars schwimmt, den Frauen den Führerschein verweigert und Tausende von Wanderarbeitern versklavt. Oder man nehme einen europäischen Sozialstaat, in dem die Arbeitslosen materiell nicht viel

schlechter gestellt sind als die Geringverdiener: Regelmässig kommen die Sozialforscher hier zum Ergebnis, dass die Erwerbslosen mit ihrer Lage besonders unzufrieden sind – und das heisst auch, dass es schlecht um ihre Wohlfahrt steht.

Wenn man nur auf die materiellen Ressourcen schaut, bleibt man blind für all die Fälle, in denen Wohlstand und Wohlfahrt auseinanderklaffen. Inzwischen haben Wissenschaft und Politik dieses Versäumnis erkannt und die Aufmerksamkeit vom Wohlstand auf die Wohlfahrt umgelenkt. Die Schlüsselworte dieser Neuorientierung im internationalen Diskurs lauten «agency», «empowerment» und «capability», die im Verbund die Frage beantworten sollen, wie sehr jeder Einzelne sein Leben nach eigenem Gutdünken gestalten kann. Entscheidend ist hierbei nicht die Menge äusserer Güter, sondern, was man mit ihnen macht und wie man sie nutzt. Gestaltungsmöglichkeiten und Handlungsfähigkeiten sind gefordert, und diese Forderung wird am Leitfaden der Wohlfahrt lanciert. Damit kommt eine gute alte Errungenschaft unserer politischen Tradition zu neuen Ehren. Die Wohlfahrt wurde in modernen Staaten nämlich nicht als institutioneller Rahmen, als Apparat aufgefasst, sondern als ein grosses politisches Projekt. Ein Blick in die Gründungsdokumente dieser Staaten macht dies hinreichend deutlich. In der Präambel der US-Verfassung heisst es, das «Volk der Vereinigten Staaten» sei «von der Absicht geleitet, das allgemeine Wohl zu fördern» – «to promote the general Welfare». Die Schweizer haben sich bei den Amerikanern bedient und in Artikel 2 der Bundesverfassung festgelegt: «Die Schweizerische Eidgenossenschaft (...) fördert die gemeinsame Wohlfahrt.» Die Wohlfahrt ist also nicht gegeben, sie will vorangebracht, gefördert, gestaltet werden. Sie hängt als Gemeinwohl vom Engagement der Bürgerschaft ab.

Angesichts der Debatte um Wohlfahrt und Wohlstand könnten wir uns in der Schweiz nun eigentlich entspannt zurücklehnen und sagen: Wir befinden uns – was auch immer der Wetterbericht sagt – sowieso auf der Sonnenseite des Lebens. Es gibt hierzulande einen Wohlfahrtsstaat sowie auch eine Fülle von Initiativen, die am Gemeinwohl orientiert sind. Und es herrscht ein Wohlstand, der ziemlich krisenfest zu sein scheint und um den andere Länder beneiden.

Gleichwohl kommt es einem nicht in den Sinn, bei der Charakterisierung der Seelenlage der Schweizer jenes Wort zu benutzen, das der deutsche Bundestrainer Joachim Löw in die Welt gesetzt hat: «tiefenentspannt». So gut ist die Stimmung nicht, es herrscht Nervosität, populistische Hetze ist massenwirksam, Verlustangst breitet sich aus. Man ist versucht, eine Beobachtung auf die heutige Schweiz zu übertragen, die Alexis de Tocqueville bei seinem Besuch in den USA im frü-

hen 19. Jahrhundert gemacht hat: «In Amerika habe ich die freiesten und gebildetsten Menschen gesehen, die in den glücklichsten Verhältnissen der Welt leben; ich hatte den Eindruck, eine Wolke überschattete meist ihre Züge; sie erschienen mir ernst und sogar in ihren Vergnügungen beinahe traurig.»

Meine These ist nun: Wenn das Leben auf der Sonnenseite hierzulande von einer Wolke überschattet wird, dann hat dies damit zu tun, dass die Schweizer Identität eine Schlagseite bekommen hat. Das Wohlfahrtsprojekt ist gegenüber der Wohlstandsoase ins Hintertreffen geraten.

Nichts gegen Wohlstand. Es ist gut, wenn man etwas leistet und sich etwas leisten kann. Dass der Wohlstand seinen Preis und das Zuckerschlecken einen bitteren Beigeschmack haben kann, dazu haben Psychologen, Ökonomen und Philosophen robuste Erkenntnisse zusammengetragen. Drei Begleiteffekte kann man hervorheben: die Gewohnheit des Genusses; die Wut des Vergleichens; die Angst vor dem Verlust.

«Mehr ist besser», so lautet ein Glaubenssatz der Wachstumsideologie. Dieser Satz ist falsch oder, genauer gesagt, nur halb richtig. Denn wenn man über mehr Güter verfügt, wachsen auch die Ansprüche, die man hat, und damit sinken die Nutzeffekte, die die Güter liefern. Für einen Superreichen mag der gefühlte Wert von tausend Franken niedriger liegen als der gefühlte Wert von hundert Franken für einen Normalverdiener. Zur Wachstumsgesellschaft gehört eine Wunschmaschine, die immer höher dreht und dabei auch stärkere Unzufriedenheitseffekte hervorbringt. Zum Glück gibt es einige Erfahrungen, die gegen diese Abnutzung immun sind. Der Reiz des neuen Autos ist schnell dahin, doch an einem geliebten Menschen kann man sich nicht sattsehen. Eine glückliche Familie und Gesundheit – das sind, so sagen die Psychologen, Glücksquellen, die nicht versiegen. Diese Quellen sind nach klassischer Lehre aber eben keine Frucht des Wohlstands, sondern eine Domäne der Wohlfahrt. Hier liegt in der Schweiz manches im Argen. Die extrem niedrige Geburtenrate, die jahrelange familienpolitische Blockade, die dazu führt, dass die Vereinbarkeit von Beruf und Familie zum kostspieligen Stress für junge Paare wird – all dies sind Anzeichen dafür, dass unser Land sich bei der Wahrung der Lebensqualität zum Teil selbst im Weg steht.

Beim «Mehr ist besser» kommt es auch darauf an, wie ich im Vergleich zu anderen dastehe. An dieser Stelle spricht die Wissenschaft von absoluten und relativen Bedürfnissen. Bedürfnisse wie Wärme, Nahrung, sozialer Austausch sind absolut, sie verspürt man ohne Seitenblick auf den anderen. Bedürfnisse, bei denen man sich mit anderen Menschen misst, sind relativ. Die Geschichte der Wohlstandsgesellschaft kann man als eine Offensive relativer Bedürfnisse erzählen. Wer viel hat, misst sich nicht mehr an seinem früheren Leben, er misst sich auch nicht an seinen Träumen, sondern zuallererst an seinen Nachbarn. Man wird umgetrieben von der Frage, ob man die Nase vorn hat, schielt nach der Seite und weiss nicht mehr, wohin man läuft. Es kommt auf das Dazugehören und Mitspielen an, und dies gilt vom Schulhof bis zur Chefetage.

Da die anderen nicht schlafen und sich genauso abstrampeln, droht hier ein Nullsummenspiel, bei dem die allseitigen Versuche, besser dazustehen, sich wechselseitig durchkreuzen und lahmlegen.

Die Schweiz hat sich traditionell dadurch hervorgetan, dass hier die Wut des Vergleichens weniger spürbar war als zum Beispiel in den USA oder in Italien. Man definiert sich nicht nur über seine ökonomische Ausstattung, sondern über seine Rolle als Staatsbürger. Auf dieser Ebene lockt der Genuss am Austausch in Augenhöhe. Dieser helvetische Egalitarismus entfaltet immer noch seine Wirkung, aber es gibt verschiedene Treiber wie die Steuerkonkurrenz der Gemeinden und Kantone sowie die Anreizsysteme im Finanz- und Bankensektor, die diesen wichtigen Baustein des Schweizer Gemeinwohls schwächen und beschädigen. Wer viel hat, wird von der Sorge umgetrieben, weniger zu haben als andere.

Noch dramatischer ist freilich eine andere Sorge: die Angst vor dem Verlust. Der Schweiz ist ein Segen zuteil geworden, der auch ein kleiner Fluch ist. Weil sie von den politischen, militärischen, menschlichen, ökonomischen Katastrophen und Krisen des 20. Jahrhunderts weitgehend verschont geblieben ist, geht ihr Erfahrungsschatz im Umgang mit Krisen gegen null. Der Besitzstand ist so hoch wie die Panikbereitschaft. Hier greift die Weisheit: Wer noch nie von einer Mücke gestochen wurde, macht aus ihr einen Elefanten. Tatsächlich habe ich im Lauf der letzten Jahre Panik und Verzweiflung in Stimmen gehört, die den Anstieg der Arbeitslosenrate auf vier Prozent oder eine Zugverspätung von fünf Minuten mitteilen.

Es heisst ja so schön, dass man an Schwierigkeiten wächst oder – wie Heinrich von Kleists Heldin Marquise von O – «durch eine schöne Anstrengung mit sich selbst bekannt» wird. Folgt man dieser Devise, dann heisst dies, dass den Schweizern, die sich in der Komfort-Zone bewegen, die Chance zum inneren Wachstum, zur inneren Stärkung verwehrt bleibt. Die Lust am Experiment und die Bereitschaft zum Wagnis wirken deplaciert. Man hat es gut und tritt auf der Stelle. Man klammert sich an den Status quo wie ein Ertrinkender und verlernt dabei das Schwimmen im offenen Wasser. Die Schweiz fremdeln nicht nur mit den Fremden, sondern auch mit dem, was der Inbegriff des Fernen und Fremden ist: der Zukunft. Auch wenn die Schweiz beim globalen Innovationsindex gut abscheidet, wirkt die Angst vor dem Verlust wie eine innere Bremse.

Ein Symptom dieses gebrochenen Verhältnisses zur Zukunft ist das Zaudern bei Grossprojekten, die immer auch Wohlfahrtsprojekte sind, weil sie als Kristallisationspunkte gemeinschaftlicher Identität dienen. Thomas Held, einer der Wegbereiter des KKL in Luzern, hat kürzlich behauptet, es wäre ganz ausgeschlossen, dieses Vorhaben unter den heutigen Bedingungen zu realisieren; die Bedenkenträger würden es wie Blei zu Boden ziehen. Nebenbei hat er verschmitzt angemerkt, dass die Schweizer vor allem Grossprojekten zugetan sind, von denen man hinterher möglichst wenig sieht: Modellfall Gotthardtunnel. Visionen haben es schwer, sie wirken wie Störfeuer, wenn man sich im Status quo eingegelt hat. Die Gefahr, die einem Gemeinwesen beim Ausfall solcher Projekte droht, liegt auf der Hand: Es ist die Gefahr der Stagnation, des Stillstands im Wohlstand.

Was kann man ausrichten gegen die unerquicklichen Begleiteffekte, die in der Wohlstandsoase Schweiz auftreten? Man kann sich an die eigenen Helden erinnern, zum Beispiel an jemanden, der die Stagnation regelrecht gehasst hat. Er hat gesagt: «Rastlos muss ich ein flüchtig Ziel verfolgen»,

seinem Sohn hat er aus hundert Schritt Entfernung einen Apfel vom Kopf geschossen und danach gleich Ärger mit seiner Frau bekommen. Kein Zweifel: Dieser Mann stand unter Strom – jedenfalls in der Beschreibung, die ein Schwabe namens Friedrich Schiller von ihm geliefert hat. Weniger bekannt als die Schwaben-Connection, ja eigentlich ganz unbekannt ist die Tatsache, dass dieser Held auch in die USA exportiert worden ist. «Wir werden alle zu Söhnen Tells erzogen», so schrieb Henry David Thoreau um 1850. Wie Tell war Thoreau ein Unikum, er lebte im Wald und pries den Ungehorsam gegen den Staat.

Was ihn an Wilhelm Tell faszinierte, war der «bolt», was im Englischen sowohl «Pfeil» wie auch «Blitz» bedeutet. «Die Luft ist voll unsichtbarer Pfeile», meinte er und zog eine gewagte Verbindung zwischen der unfehlbaren Bewegung, die Tells Pfeil auszeichnete, und der Dynamik, dem «stetigen und heiteren Mut», den er bei seinen eigenen Landsleuten beobachtete. Der Überschwang, sich etwas zuzutrauen, mit dem man an die eigenen Grenzen – und über sie hinaus – kommt, das ist die Tugend, die Thoreau bei Tell und seinen Zeitgenossen entdeckte und feierte. So ist Wilhelm Tell zu einem globalen Helden geworden. Es wäre ein Jammer, wenn diese Tugend, dieser Wagemut, um einer gemeinsamen Sache über sich selber hinauszuwachsen, im Ausland mehr Nachahmer finden würde als in Tells Heimat.

Dieter Thomä ist Professor für Philosophie an der Universität St. Gallen. Er hat unter anderem die Bücher «Vom Glück in der Moderne» und «Väter. Eine moderne Heldengeschichte» veröffentlicht.